Die Wirkungen des Tabakrauchens auf das Nervensystem.

Professor Dr. Lothar v. Frankl-Hochwart, der sich seit 17 Jahren mit der Erforschung der Nikotinerkrankungen beschäftigt, sprach in der „Urania," Wien, über die Wirkung des Tabakrauchens auf das Nervensystem. Professor Frankl-Hochwart befaßte sich lediglich mit den Cigarren- und Cigarettenrauchern, da das Pfeifenrauchen kaum irgendwelchen Schaden für die Gesundheit bringt, wie denn auch erst seit dem Ueberhandnehmen des Cigarren- und vornehmlich des Cigarettenrauchens die Nikotinerkrankungen erst häufig beobachtet werden. Der Tabakrauch enthalte zwar verschiedene Gifte, u. a. auch Blausäure, aber doch nur in so geringem Maße, daß sie nicht schädlich wirken; das einzig verderbliche Gift ist das Nikotin. Seine Wirkungen treten nur bei starkem und übermäßigem Rauchen ein. Als starke Raucher seien schon Leute zu bezeichnen, die täglich acht Cigarren oder zwanzig Cigaretten rauchen, wenngleich es auch Raucher gebe, die anscheinend gesund seien, obwohl sie 70 bis 80 Cigaretten pro Tag konsumieren. Die ersten Folgen zu starken Rauchens seien Kopfschmerzen, Kopfsausen, Schwindelanfälle, dann Schlaf- und Appetitstörungen — man bekämpft ja auch Schlaf- und Hungergefühl durch Rauch —, aber auch Sprachstörungen, Gedächtnisdefekte und sogar epileptische Erscheinungen treten bei übermäßigem Rauchen ein. Ebenso seien Sehstörungen und der sogenannte Ohrenschwindel häufig zu beobachten, auch Krankheitserscheinungen ganz ähnlich dem Rheumatismus oder der Ischias treten bei starken Rauchern auf, Zittern, Gliederzuckungen, Gesichtsschmerzen. Am häufigsten aber seien Gefäßerkrankungen mit ihren Folgen, auch zur Erblindung hat das Rauchen schon geführt.

Besonders verurtheilt der Vortragende das Rauchen der Frauen, die für Nikotinvergiftungen noch weit empfindlicher seien als die Männer und er bemerkt hiebei, daß er nirgends in der Welt so viel öffentlich rauchende Frauen getroffen habe, wie gerade in Wien. Was nun die Abstinenz, die Entwöhnung vom Rauchen betreffe, so sei selbst eine momentane radikale Abstinenz ohne jede Folgen für die Gesundheit, nichtsdestoweniger sei sie viel schwieriger zu erreichen wie bei einem Alkoholiker oder Morphinisten. Er sei, führt Professor v. Frankl-Hochwart schließlich aus, kein Fanatiker der Abstinenz; der Mensch braucht den Geschmack oder den Geruch anregender Mittel und ebenso wie mäßiger Alkohlgenuß sei auch mäßiges Rauchen zu gestatten, also etwa vier bis fünf leichte Cigarren oder bis zu zwölf Cigaretten. Auch sei das Rauchen im Freien weit weniger schädlich als im geschlossenen Raum, was schon daraus hervorgehe, daß selbst bei Nichtrauchern Nikotinerkrankungen auftreten, wenn sie sich lange in rauchgeschwängerten Lokalen aufhalten. Absolut zu verurtheilen sei jedoch das Rauchen der Kinder. Vor dem 18. Lebensjahre sollte man es streng untersagen, dann werde es nicht vorkommen, daß junge Leute schon an Krankheiten der Gefäße leiden, die erst im späteren Alter einzutreten pflegen. Ebenso sollten an konstitutionellen Krankheiten Leidende, zum Beispiel Zuckerkranke, dem Rauchen ganz entsagen.

Die Ausführungen des Gelehrten wurden mit großem Beifalle aufgenommen. Doch von der Theorie zur Praxis ist beim Raucher ein weiter Weg; noch hatten die Herren den Saal nicht verlassen, als die Mehrzahl auch schon zur Cigarre oder Cigarette griff, die sie fast fünf Viertelstunden hatten entbehren müssen.

Eine Stadt der Geisteskranken.

In der Rheinprovinz betrug am 31. März 1911 die Gesamtzahl der durch die Provinzialverwaltung zu versorgenden Geisteskranken 14,310, wovon etwa 7000 den besonders in den Händen der religiösen Genossenschaften liegenden Privatanstalten anvertraut sind. Die Kosten der Irrenpflege beliefen sich 1910 ohne die Kosten der Tilgung und Verzinsung der für Anstaltsbauten aufgenommenen Anleihen, auf 7,614,884 M. Diese enorme Kostensumme ist in den folgenden Jahren gestiegen, und sie wird weiter steigen, da mit einer jährlichen Durchschnittszunahme von 450 Personen zu rechnen ist. Ein Beharrungszustand wird nach sachverständiger Urtheil voraussichtlich erst dann eintreten, wenn von 1000 Einwohnern drei als Geisteskranke in Anstaltspflege untergebracht sind. Kein Wunder, daß die Frage: Wohin mit den Kranken und wie können die Kranken am Gottesdienste theilnehmen, die im Provinzialverwaltung lebhaft beschäftigt. Die alten Anstalten Grafenberg, Merzig, Andernach, Düren, Bonn sind umgebaut und so erweitert worden, daß sie 3628 Personen aufnehmen können. Die im Pavillonsystem 1900 bezw. 1905 errichteten Anstalten zu Galkhausen und Johannisthal bieten Raum für 800 bezw. 1040 Kranke. Hier werden alle sechs Wochen unter Mitwirkung der Anstaltskapelle kleinere Feste abgehalten, bei welchen Theater gespielt, gesungen und getanzt wird. Die Kosten der Unterhaltung tragen Beamte und Kranke. Außerdem sind zwei große bedeckte Veranden, sowie Bühne und Nebenräume vorhanden. Ferner sind im Verwaltungshause zwei Kegelbahnen, sowie das Pflegerkasino untergebracht.

Der Fürsorge für die zahlreichen Beamten und Angestellten der Anstalt ist weitgehende Rechnung getragen. Insgesamt sind 64 Familienwohnungen in 38 Gebäuden mit Gärten vorhanden. Die Bauausführung war einfach, billig und solid zu bauen. Durch geschickte Lageplangestaltung, gute Gruppierung der Gebäude und zweckmäßige Grundrißgestaltung, sowie ansprechende Behandlung der Fassaden, ist eine gute architektonische Wirkung erzielt worden. Der Erhaltung und weiteren Pflege des Waldes wird die größte Sorgfalt zugewandt. Eine Thalmulde scheidet die Männer- von der Frauenabtheilung. Die Stadt der Geisteskranken will sich wirthschaftlich möglichst unabhängig stellen und alle Bedürfnisse der Anstalt in der eigenen Wirthschaft herstellen. Dazu bedurfte es der vollkommenen Ausgestaltung der wirthschaftlichen Einrichtungen, die sehr ausgedehnter Natur sind.

Die Rentabilität wird wesentlich bedingt durch die reichlich vorhandenen billigen Arbeitskräfte. Die wirthschaftlichen Betriebe ermöglichen eine vielseitige Beschäftigung der Kranken. Die Arbeit ist für die Kranken das beste Heilmittel und auch das beste Mittel, um die unheilbaren Kranken in einem erträglichen und für sie selbst möglichst zufriedenen Zustand zu erhalten.

Im Verwaltungshause und im Leichenhause sind auch gediegene, wissenschaftlichen Zwecken dienende Einrichtungen geschaffen worden.

Das gesamte Inventar der Anstalt, einschließlich Bekleidungs- und Lagerungsgegenstände, hat einen Werth von 920,000 M. Davon ist der bei weitem größte Theil in der Provinzial-Arbeitshausanstalt Brauweiler angefertigt worden. Eine Einzelaufstellung über die Bau- und Einrichtungskosten kann, da die Abrechnung erst zu einem Theile erledigt ist, noch nicht gegeben werden. Schon jetzt steht aber fest, daß der im Voranschlag vorgesehene Gesamtbetrag von 11,215,000 M., einschließlich der Kosten des Grunderwerbes (858,000 M.), des Inventars und der Bauzinsen nicht erreicht wird. Vielmehr wird voraussichtlich der Betrag von 11 Millionen ausreichen, so daß sich die Kosten pro Bett belaufen einschließlich Grunderwerb, Inventar und Bauzinsen auf 5000 M. und unter Ausschluß dieser Beträge auf 4000 M.

An der Spitze, sowohl des ärztlichen wie des Verwaltungsdienstes, steht der Direktor der Anstalt, Dr. Flügge, also ein Arzt. Er ist der Vorgesetzte der Aerzte, der Beamten und des gesamten Pflege- und Dienstpersonals, die alle seinen Anordnungen Folge zu leisten haben. Für den ärztlichen Dienst stehen ihm zur Seite Oberärzte, Anstaltsärzte und Assistenzärzte.

Der Haushaltsplan der Anstalt schließt in Einnahme und Ausgabe ab mit 1,377,000 M. Reiche Mittel der Oeffentlichkeit sind im Dienste der Kranken seitens der Provinz in Anspruch genommen worden. Daß mit diesen Mitteln wirthschaftlich umgegangen worden ist, daß das Vollendete geschaffen wurde, was die Fürsorge für die Geisteskranken ersinnen konnte, davon konnten sich dieser Tage die Vertreter der rheinischen Presse überzeugen, die auf Einladung der Provinzialverwaltung die Anstalt eingehend besichtigten. Unter Führung der Herren Landesrath Dr. Horion, des Landesbauinspektors Hirschhorn, des Anstaltsdirektors Dr. Flügge, mehrerer Aerzte, sowie des Inspektors Fohrenbach wurde alles besichtigt und erläutert. Wer diesem mehrstündigen Rundgang sich angeschlossen hatte, mußte überzeugt sein, daß man weiter in der Fürsorge für die armen Kranken nicht zu gehen vermag. Möge von der Anstalt reicher Segen ausgehen auf die armen Kranken, zu deren Heil und Pflege sie geschaffen worden ist.

Ungewöhnlicher Weg.

Wachmann (abends einen Rauchfangkehrer auf dem Dache bemerkend): „Sie, was machen Sie denn jetzt im Dunkeln da oben?"—Rauchfangkehrer (geheimnisvoll): „Entschuldigen Sie, ich will nur meine Braut besuchen, die Parterre wohnt!"

* * *

Abgetrumpft.

„Nun weigere Dich nicht länger, liebes Kind, und geh' allein zu Bett. Sieh' mal, die kleinen Küchlein gehen auch schon schlafen!"

„Da geht aber die alte Henne auch mit!"

* * *

Begreiflich.

Fremder: „Wie kommt es, daß Sie in Ihrem Städtchen so entsetzlich schlechtes Pflaster haben?" — Einwohner: „Ja — unser Abgeordneter ist Schuster!"

Gewürzpflanzen.

So wohlbekannt unsere Küchengewürze allem jetzt sein mögen, so fremd und unbekannt sind den meisten deren Aussehen in der freien Natur und die Herkunft der Gewürze. Wenn z. B. jemand dorthin gewünscht wird, „wo der Pfeffer wächst", so kann man in den meisten Fällen damit rechnen, daß der Auftraggeber die genaue Adresse selbst nicht richtig angeben

Schwarzer Pfeffer.

kann. Nun, das „Pfefferland" ist groß; es reicht fast über die ganze Erde. Der sogenannte schwarze Pfeffer ist ein Kletterstrauch, der manchmal 15 bis 20 Fuß hoch wird, und hat kurzgestielte, breit eiförmige, zugespitzte lederartige Blätter, schlanke Aehren und erbsengroße, zuerst grüne, dann rote und zuletzt gelbe Beeren. Der Pfeffer ist eine uralte Kulturpflanze und stammt wohl aus Südasien, wird aber jetzt auch auf Sumatra, Java, Borneo, Singapur, Malakka und in einigen Ländern der Ostküste des Golfs von Siam, in Westindien etc. angebaut. Auch in Neuguinea und Westafrika sind Anbauversuche gemacht worden. Zur Stütze der Pflanze werden Pfähle oder Bäume mit wenig dichtem Laub benutzt. Man erntet die Früchte, sobald sie rot zu werden beginnen, und trocknet sie an der Sonne oder über mäßigem Feuer, wodurch sie schwarz werden. Um den weißen Pfeffer zu gewinnen, legt man die reifen Beeren 2—3 Tage in Wasser und knetet sie dann mit den Händen, bis die äußere Schale abgerieben ist.

Der spanische Pfeffer gehört zu den Nachtschattengewächsen und ist reich an Arten. Die Pflanze ist krautartig, am Grunde des Stengels holzig, hat eiförmige oder eilängliche, kahle, dunkelgrüne Blätter, langgestielte, radförmige Blüten mit kurzer, weißer Röhre und 5—6 weißen Lappen. Die hängende Frucht ist kegelförmig, zugespitzt, trocken und hohl, zinnoberrot oder gelb, und enthält zahlreiche flache, blaßgelbliche Samen. In allen warmen Ländern werden der Früchte halber mehrere Formen kultiviert. Paprika- oder Cayenne-Pfeffer darf in Südamerika, der Haupt-Heimat dieser Pflanzen, auf keinem Tisch fehlen.

Spanischer Pfeffer.

Ein anderes wichtiges Gewürz ist die Muskatnuß. Der diese Frucht tragende Baum erreicht eine Höhe von 25 bis 30 Fuß, hat lange, mehr oder weniger horizontale Aeste und kurzgestielte, eiförmige Blätter. Die traubigen Blütenstände sind an den männlichen Pflanzen reicher verzweigt, als an den weiblichen, wo die Blüten bisweilen einzeln stehen. Die

Muskatnuß.

fleischige, zweiklappige, aufspringende Beere von 2 Zoll Durchmesser enthält einen länglich-runden Samen, der von einem fleischigen, sich in längliche Lappen teilenden roten Samenmantel, der sog. Muskatblüte oder Macis, umgeben ist. Die von der harten Samenschale befreiten Kerne bilden die Muskatnüsse des Handels. Der Muskatnußbaum ist auf einigen kleineren Inseln der Molukken heimisch und wird jetzt dort, sowie auf den Philippinen, Mauritius, in Brasilien, Westindien und Guayana kultiviert. Man zieht die jungen Pflanzen in Samenbeeten unter guter Beschattung durch Bananen und pflanzt sie dann aus. Die Nüsse werden als Handelsware zum Schutz gegen Insekten etc. in Kalkwasser gelegt (daher die weiße Bestäubung) und dann getrocknet. Die Fruchtschale wird von den Eingeborenen gegessen und auch eingemacht ins Ausland verschickt.

Zu den zahlreichen tropischen und kletternden Orchideen gehört die Vanille, ein mächtiges Schlinggewächs der heißen Zone. Der außergewöhnlich lange, aber meist kaum ½ Zoll dicke Stamm trägt länglich-ovale, fleischige Blätter, an deren Basis je eine Luftwurzel entspringt, und gelblichgrüne, geruchlose Blüten in Trauben, die aus den oberen Blattachseln entspringen. Die 6 bis 8 Zoll langen, an beiden Enden verschmälerten, dreikantigen, gelblichen Früchte hängen in Büscheln herab. Sie enthalten ein balsamisches Mus mit zahlreichen kleinen Samen und springen später auf. Die Vanille wächst in lichten Waldungen und an Waldrändern des östlichen Mexiko, auf Réunion, Mauritius, auch in Peru. Man vermehrt die Pflanze durch Stecklinge, die man an Bäumen, besonders Kakaobäumen, pflanzt. Vom 3. Jahre ab bilden sie Früchte, die aber erst vom 4. bis 7. oder 8. Jahre ihre höchste Vollkommenheit erreichen. In neuerer Zeit wird die Vanille vorteilhaft an Spalieren gezogen. Die geernteten halbreifen Früchte werden einige Sekunden in kochendes Wasser getaucht, um etwaige Insekten zu töten, dann an der Sonne getrocknet und drei Monate in Blechkisten aufbewahrt, wobei sich das Aroma entwickelt. Die kultivierte Vanille ist viel aromatischer, als die wild gewachsene.

Vanille.

Das als Sternanis bekannte Gewürz stammt von der Frucht eines 20—25 Fuß hohen Baumes aus der Familie der Magnoliazeen, mit länglichen, lederartigen, 2—3 Zoll langen Blättern, einzelnen grünlichweißen Blüten und einer aus meist acht im Kreise gestellten, in eine Spitze auslaufenden Frucht, die eiförmige, braune, glänzende Samenkörner enthält. Der Anisbaum wächst in den hohen Gebirgen von Jünnan in Südwest-China, wo er auch kultiviert wird. Die Früchte schmecken angenehm süß aromatisch, eigentlich mehr an Fenchel als an Anis erinnernd, und enthalten viel Zucker, die Samen auch fettes Oel. Die Früchte werden in Asien als Küchengewürz benutzt, bei uns hauptsächlich arzneilich zu Brusttee und zu Likören (Anisette).

* * *

Euterentzündung.

Eine der häufigsten Krankheiten, von denen Milchkühe befallen werden, ist die Euterentzündung, auch Mastitis genannt. Verursacht wird sie in den meisten Fällen durch Infektion seitens kleiner, eiterbildender Organismen, die sich in der Streu, im Kot, Futter usw. befinden mögen. Diese Tierchen finden ihren Weg zumeist durch die Zitzenkanäle in die Milchdrüsen des Euters, und die Infektion erfolgt um so leichter, wenn sich an den Enden der Zitzen kleine Geschwürchen (Scab) gebildet haben. Direkt kann sie hervorgebracht werden durch Einführung unsauberer Melkröhren oder dergleichen.

In der Regel ist nur ein Viertel des Euters affiziert, was sich durch Röte, Hitze und schmerzhafte Empfindlichkeit dartut; zugleich tritt ein Abfall im Milchertrag, sowohl aus dem affizierten, wie dem gesunden Euterteil ein. Die Milch ist außergewöhnlich säurehaltig. Der Käsestoff in der Milch verdickt sich, sodaß er nicht selten den Zitzenkanal verstopft. Der flüssige Teil der Milch ist sehr wässerig. Zuweilen besteht der Inhalt der Milchzellen zum Teil oder ganz aus Eiter. In diesem Falle haben wir es meistens mit einer vielfachen Entwicklung von Geschwüren (Abscessen) zu tun, die an mehreren Stellen des Euters ausbrechen können.

Eine äußerliche Behandlung der Krankheit ist in den meisten Fällen erfolglos. Dies liegt vor allem an der anatomischen Bildung der Milchdrüse, welche es verhindert, daß die infizierten Desinfektionsmittel bis an die kleineren Abteilungen gelangen, in denen sich der Herd der Krankheit befindet. Zu Anfang des Uebels verhüten kalte Umschläge unnötige Schmerzen und Geschwulst. Später tragen warme Applikationen dazu bei, das Zirkulationssystem des Euters zu erleichtern. Es ist vom wesentlichen Vorteil, das Euter vollständig trocken zu melken, da durch Milchrückstände das Organ geschwächt wird. In einzelnen Fällen wird es nötig sein, das geschwollene Euter durch Bandagen hochzuhalten. Durch äußerliche Anwendung von Belladonna-Salbe werden die Schmerzen gelindert und der Milchfluß verringert.

* * *

Garten- und Ackerbau auf Hügelland.

Nicht immer steht dem Gartenfreund ein Stück Acker zur Gartenanlage zur Verfügung, das „eben wie ein Tisch" ist, sondern je nach Lage neigt sich die Bodenfläche bald nach Süd oder Nord, bald nach Ost oder West. Ost-, Süd- und Westlage sind im Garten- und Ackerbau die bevorzugtesten Lagen, Nordlage leidet darunter, daß hier die Sonnenstrahlen nur schräg auf die Bodenfläche fallen und diese sich nur schwer erwärmt.

Es gibt aber auch viele Garten- bzw. Ackerflächen, die direkt hügelig, abschüssig sind; auf denen gestaltet sich die Gemüsezucht viel schwieriger als auf ebener Fläche. Schon die Bodenbearbeitung ist nicht ganz leicht, denn so schwer der Pflug und Spaten bergauf zu führen sind, so leicht geht es bergab. Gleichzeitig geht aber auch die Ackerkrume mit davon, und nicht selten ist der Landwirt genötigt, alle sechs bis acht Jahre erneut Ackererde auf den höchsten Gipfel eines Hügels in seinem Ackergelände zu fahren, weil hier der Stein klar zutage liegt oder iorer, steiniger Sand und Kies eine rationelle Bestellung unmöglich machen.

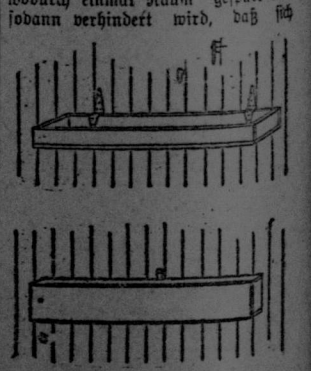
Nicht aber nur beim Ackern selbst werden allmählich die Hügelkämme von der Humusschicht entblößt, sondern auch durch Naturgewalten, durch Wind und Regen, besonders letzteren, so nötig er auch gerade für die Hügel ist, da hier ja der Boden am ersten austrocknet. Es ist daher die erste Pflicht des Gartenbesitzers und Farmers, abschüssige Aecker so zu bewirtschaften, daß sie durch Regengüsse nicht abgeschwemmt werden, daß also der Humusboden nicht zu Tal gerissen wird. Nicht nur der Verlust der Humuserde auf dem Hügel ist hierbei zu beklagen, sondern die tiefer gelegenen Kulturen werden durch ihn überschwemmt, begraben, und so gibt es gleich zwei Schäden auf einmal.

Es gibt bekanntlich verschiedene Gemüsearten, die im Frühsommer angehäufelt werden müssen, z. B. Bohnen, Kohl, Kartoffeln und dergleichen. Kohl wird man ja nun kaum auf der Hügelspitze bauen, eher schon Bohnen und Kartoffeln, und hierbei hat die Fürsorge gegen Abschwemmungen einzusetzen. Es ist nämlich durchaus falsch, wenn man die Furchen, die Häufelreihen, den Berg abwärts zieht, denn dadurch zeigt man ja dem Regenwasser den bequemsten Weg, zu Tal fließen und das lockere Erdreich, den Mutterboden, mitzunehmen. Man ziehe die Häufelreihen quer zum Hügel, wodurch dieser stufenartig abgedacht und der Regen festgehalten wird. Auf diese Weise wird die Feuchtigkeitsmenge gleichmäßig verteilt, der Furchenkamm erhält fast die gleiche Menge wie die Vertiefung, und der Boden wird durch starke Gewitterregen nicht in die Tiefe geschwemmt.

* * *

Handiger Futtertrog.

Der hier abgebildete Futtertrog, der besonders zum Füttern von Kälbern sehr zweckmäßig ist, wird mit der Wand des Stalles mittels Scharnieren derart befestigt, daß er heraufund heruntergeklappt werden kann, wodurch einmal Raum gespart und sodann verhindert wird, daß sich



während der Zeit, wo er nicht benutzt wird, Staub und Schmutz darin ansammelt. Der Trog besteht aus einer einfachen flachen Holzkiste von 6 Fuß Länge, 12 bis 15 Zoll Breite und 4 bis 6 Zoll Tiefe.